

Vom Glauben an die Miliz

Autor(en): **Schumacher, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **32 (1952-1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VOM GLAUBEN AN DIE MILIZ

VON EDGAR SCHUMACHER

Das Problem des Glaubens spricht in allen menschlichen Dingen mit, und die Stärke seines Anteils bestimmt vieles. Man kann sagen, daß der Einfluß des Glaubens immer nach der Seite der Kraft sich fühlbar macht, in guten und in bösen Sachen. Er vermag in der Tat Berge zu versetzen und wohl auch Bergstürze heraufzubeschwören. Die Anstrengung, Glauben zu finden, ist eine wichtigste Bemühung des Menschen, der Erfolg will, und der Ideen, welche Dauer begehren. Glauben finden, heißt eine sehr reiche Quelle der Kraft sich nutzbar machen. Die Wirksamkeit des Glaubens ist vielleicht vornehmlich durch die Tatsache gekennzeichnet, daß jede Notwendigkeit einer Beweisführung dahinten liegt. Der Glaube, zum Besitz geworden, ist gegen die erschütternde und erdrückende Wucht der schlimmen Erfahrung gepanzert; das bedeutet viel in den Verworrenheiten der Existenz, in welchen die schlimme Erfahrung tägliches Erleben ist. Glaube ist innerhalb dem Menschlichen der treueste Garant der Unvergänglichkeit.

Es erscheint natürlich, ja selbstverständlich, daß er für unser Fühlen in der Sphäre des Religiösen recht eigentlich beheimatet ist, und daß ein Widerschein davon auch in den derbsten und sachlichsten Angelegenheiten aufleuchtet, wenn die Frage nach ihrem Glaubensgehalt laut wird. Vermöchten wir in allen Verhältnissen den wahren Anteil des Glaubens zu messen, wir wären vollkommen deutlich über ihre Hoffnung auf Bestehen oder die Wahrscheinlichkeit ihres Vergehens.

Da mag es denn berechtigt sein und auch der Mühe lohnen, in den wesentlichen eigenen Zuständen nach dem Hereinwirken des Glaubens zu forschen und wohl auch zu fragen, ob allenfalls der Glaube sich mehren, sich festigen oder sich verinnerlichen läßt. Denn auch hier ist jede Abstufung, vom täuschenden Bild bis zum innigen Besitz, denkbar. So daß man es am Ende nicht für abwegig nehmen will, wenn wir, dem einen und andern zum Befremden, auch von der Möglichkeit des Glaubens an eine Wehrform, an unsere Wehrform: die Miliz, reden.

Wir haben dabei einen ebenso berufenen wie unbefangenen Fürsprecher. Wer sich mitdenkend schon in die Lebensarbeit des Generals Ulrich Wille vertieft hat, dem kann es nicht entgangen sein, wie sehr er selber aus dem Glauben schöpft und wie nachdrücklich er sich zum Glauben an die Miliz bekennt. In seiner Schrift über «Die Ausbildung der Armee» von 1892 heißt es: «*Ich glaube an das Milizsystem...* Mein Glaube ist nicht der eines phantastischen Idealisten, der das glaubt, was er hofft; ich bin zu dieser Überzeugung gekommen durch meine zwanzigjährige Tätigkeit und die Erwägung dessen, was während dieser zwanzig Jahre sich entwickelt hat». — Daß wir es hier gleich festhalten: es ist das ganz allgemeine Erlebnis eines jeden, der lebenslang im Dienst des eidgenössischen Wehrgedankens stand, daß die Erwägung dessen, was sich entwickelt hat, ihm mehr als alles den Glauben stärkt und erhält, unabhängig vom persönlichen Gelingen, unabhängig vom Widerspruch gegen zuzeiten vorherrschende Tendenzen und Grundsätze. Man mag irgend eine Epoche unserer Wehrbemühung herausgreifen, und wenn es im Rahmen des Ganzen die unbefriedigendste wäre: man wird sie erfüllt finden von der Anstrengung vieler und Guter, man wird ein lebendiges und trotziges Bemühen vorwärts entdecken, und man wird spüren, daß es um eine Sache ging, die noch immer der Hingabe wert war.

All das aber sind Symptome, die von der Gegenwart und dem Wirken des Glaubens zeugen. Sie erinnern zugleich auch daran, daß hier offenbar mehr ist als nur eben eine militärische Einrichtung. An eine Form, wie tüchtig sie sein mag, läßt sich nicht glauben; es wäre denn schon jener höhere Begriff «geprägter Form, die lebend sich gestaltet», unter dessen Gesetz ein Goethe den Bau seines Daseins sich vollenden sieht. Einen solchen Begriff aber dürfen wir hier zuversichtlich erkennen und als den unsern ansprechen. «Miliz» ist nach unserm eidgenössischen Verstehen etwas, das einem Inbegriff sehr nahe kommt und deshalb gänzlich abgetrennt ist von der nur einreihenden Gültigkeit einer Definition.

Es taugt zu nichts, Parallelen zu ziehen. Eine Ausbreitung der unterschiedlichen Zustände und Zielsetzungen, die im Laufe der Zeit unter dem Namen «Miliz» erfaßt wurden, möchte freilich anregend genug sein, schon wegen der Vielzahl der Abwandlungen, die eine einzige Benennung erfahren kann. Sicher aber bliebe das deutlich, daß kein Vergleich zum Verstehen der schweizerischen Sachlage etwas beitrüge. Wir müssen, wie in manchen Dingen, auch hier ganz im Eigenen bleiben und dürfen weder Bestärkung noch Entschuldigung auswärts suchen.

Wir sind, meine ich, dem Wesentlichen nahe, wenn wir «Miliz» als eine Anschauung bezeichnen und damit bewußt formale Gegen-

sätzlichkeiten, wie etwa die beliebte zum stehenden Heere, als minder erheblich vernachlässigen. Es bringt uns das augenblicklichen Gewinn; es enthebt uns weitgehend der Sorge um die Zukunft der Miliz. Diese geht nämlich fast immer aus dem Vergleich hervor. Wenn im Gang der Dinge gewisse Notwendigkeiten sich einstellen, die wirklich oder vermeintlich hergebrachten Formen der Miliz widersprechen, so erhebt sich gerne die Frage, ob nicht hier ein gefährliches Abweichen vom Hergebrachten und ein Zersetzen des Milizgedankens sich anbahne. Man mag hier etwa die Aufstellung einzelner stehender Formationen oder die Truppenführung in den höheren Verbänden als Lebensberuf vor Augen haben. Nimmt man Miliz als eine Form, so sind die Bedenken berechtigt; nimmt man sie als Anschauung, die nur nach dem Umfang und nicht nach dem Charakter sich von dem Begriff der Weltanschauung unterscheidet, so fällt all diese Besorgnis dahin. Form ist Bindung an die Gegenwart und Möglichkeit augenblicklichen Wirkens; was Zukunft will, darf sich nicht einer Form verschreiben. Auch der Gedanke Miliz wählt die Formen seines Ausdrucks souverän.

Gewiß dürfen wir die immer bereite und immer zudrängende Gewalt des Aspekts nicht unterschätzen. Wir bedürfen ja für den praktischen Gebrauch der anschaulichen Idee. Wir müssen auch diese unsere Miliz als ein Gestaltetes, Gewordenes vor uns sehen. Aber wir dürfen dabei nicht Außenseite, Hilfskonstruktionen oder gar Ornamente für das Wesentliche nehmen. Die Hauptlinien sind Ausdruck des Charakters; sie bleiben und tragen, auch wo der Anblick nach Zeit und Meinung wechselt.

Wir möchten versuchen, die Anschauung, die im schweizerischen Gedanken Miliz zum Ausdruck kommt, greifbar zu machen. Es ist schwer, und wir werden uns bescheiden müssen, einige Linien aufzuzeichnen, deren Verfolgung aussichtsreich ist. Ich möchte als erste nennen: Miliz bedeutet Wehrhaftigkeit ohne Vorbehalt, das heißt ohne andern Vorbehalt als den durch Vernunft und durch die Grenzen des sachlich Möglichen allen menschlichen Dingen gegebenen. Das Bedeutende wird hier sein: die Unabhängigkeit von der Konstellation, vom Wunsch und der Furcht. Der Wehrgedanke steht in keinem Zusammenhang mit Nähe oder Ferne der Gefahr, mit der Gunst des Augenblicks oder der Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs.

Die zweite Linie ist die des ungemessenen Anspruchs. Die durch Verfassung und Gesetz gezogenen Begrenzungen geben nicht den Rahmen, sondern nur die Minimalkurve der Leistung. Die Tendenz darüber hinaus ist eines der Lebensprinzipien der Miliz. Das ist fühlbar in der Anteilnahme des Einzelnen: es ist kaum zu viel gesagt, daß das Tüchtigste außerhalb der Verpflichtung geschaffen werde;

sicher ist, daß wir überall, wo im Geiste schweizerischer Miliz gearbeitet wird, nach wenigen Schritten schon auf dem Boden kräftig bewußter Freiwilligkeit stehen. Zum weitem ist kennzeichnend die Weite und Allgemeinheit des Beteiligtseins: es dürfte sehr zum Wesen der Miliz gehören, daß Bedeutendstes beigetragen wird von solchen, die zum Militärischen in keiner sichtbaren Beziehung stehen.

Und einen dritten allgemeinen Wesenszug dürfen wir in der Einordnung des Militärischen in die Lebensangelegenheiten überhaupt sehen: daß es nicht so sehr ein Ressort neben anderen, als vielmehr eine Art Kernpunkt ist, auf welchen in gewissen Augenblicken alle Erwägungen, die das Ganze angehen, sich einstellen. Bei allen wehrhaften Völkern möchte das im Moment wetterleuchtender Gefahr der Fall sein; in der Miliz aber ergeben sich diese Lagen auch unabhängig von der äußeren Bedrohung und werden mehr vielleicht empfunden als eine Spannung und Entladung innerhalb dem nationalen Lebensprozeß, wobei denn, je nach dem damit verbundenen Ergebnis, das befreite Gefühl bestandener Erprobung nachbleibt oder das Unbehagen, dem Unzulänglichen wieder einmal die Tür zum Ereignis aufgetan zu haben.

Wir sind sehr weit davon, den Gedanken Miliz mit diesen Zusammenfassungen ausgeschöpft zu haben. Es lag ja auch nicht daran; uns ging es um die Frage, ob dem Begriff des Glaubens in diesen Zusammenhängen irgend ein Platz gebühre. Das dürfen wir doch jetzt bejahen. Wo in menschlichen Angelegenheiten die Stellungnahme nicht von der rechnenden Überlegung allein bestimmt wird, wo Kräfte des Herzens und der Seele mitwirken, da geht auch ein Element des Glaubens mit. Wir wollen Gesagtes wiederholen und zugestehen, daß wir nicht die sublimen und letztinstanzliche Idee der religiösen Gläubigkeit vor Augen haben, daß wir in derber Erdnähe hier ohne weiteres einräumen, Vertrauen, Zuversicht und ähnliche Behelfe dürften beinahe ausfüllend an die Stelle treten — bei alledem wollen wir auf Wort und Begriff des Glaubens nicht verzichten. Es ist in aller Wahrheit etwas da, das doch noch mehr bedeutet als Zuversicht und gute Erwartung; sein eigentliches Merkmal ist Gewißheit. Wir haben unser gemeinsames Schicksal nun einmal an diesen Gedanken der Miliz angeknüpft. Es geht denn immer um das Wichtigste, was im Bezirk dieses Daseins mit uns geschehen kann; und alles, was im Einsatz hinter dem Entschiedensten zurückbleibt, ist zu wenig. Die entschiedenste Ausprägung, die eigentliche Kristallform der Zuversicht aber ist Glaube.

Erlebnis und Erfahrung haben den Glauben an die Miliz gegründet und gestärkt. Die wehrhafte Gebärde, welche die erste Lebensäußerung der Eidgenossenschaft war, ging schon aus dem Geist der Miliz hervor. Er hat bis jetzt keine Wandlung durchgemacht;

wenn wir mit ihm das Verhältnis des Einzelnen und der Gesamtheit zum Wehrgedanken verstehen, so ist zwischen der Zeit der Bundesgründung und unseren Tagen kein an das Wesen rührender Unterschied. Die Schwankungen, von denen die Historie kündigt, sind nicht Fährnisse, welche die Idee bestürmten, sondern in ihrer Summe ein Diagramm der Glaubensintensität. Wenn nach Epiktet nicht die Dinge selber, sondern die Meinung über die Dinge das ist, was die Menschen verstört, so ist der Unterschied zwischen den guten und den ungenuten Epochen eidgenössischer Wehrbereitschaft nicht im Prinzip der Miliz selbst, sondern im ungleichen Maß des Glaubens an diese Miliz zu suchen. Das Bemühen um einen allfällig anderen Grundsatz des Wehrhaftseins ging nie über die Spekulation hinaus. Im Grunde wußte man, und gerade in Zeiten des Versagens vielleicht am deutlichsten, daß man mit dieser Anschauung auf Gedeih und Verderb verbunden war, und daß die Versuche zur Rettung und Bewahrung nie im Aufrufen eines neuen Gesetzes, sondern je und je in der Arbeit um die Mehrung des Glaubens ihre alleinige Verheißung hatten.

Daran aber möchten wir auch heute, und heute besonders, festhalten, gerade weil es uns in Widerspruch setzt zu mancher wohlgeleiteten Auffassung. Nicht die Wahl der Hilfen und Mittel, die in so manchem doch immer zufallsbedingt ist, trägt Zukunftsentscheidung in sich. Es gilt auch hier die ganze Schärfe jener herben Kampfansage: «So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben» (Römer 3, 28).

Die Einreden hören wir nun wohl deutlich genug. Sie erklären uns, daß ein von so harten Realitäten erfülltes Problem wie das der kriegerischen Behauptung nicht von einer Anschauung aus könne gemeistert werden, daß das letzte Wort bei der wirklichen Kraft und nicht bei dem Gedanken stehe. Aber merkwürdig ist, daß gerade der Blick auf große und brennende Wirklichkeiten das nicht bestätigt. Die Geschichte der Kriegführung redet auf jedem Blatt von der Gewalt des Unwägbaren und von der bestimmenden Einwirkung der innermenschlichen Kräfte. Sie spricht davon so deutlich, daß der eindringendste Denker als höchstes Argument des Erfolges zugleich das unfaßbarste setzt, das Geheimnis («das Geheimnis von der Stärke eines bis aufs äußerste gerichteten Widerstandes», Clausewitz, 2. Buch, 5. Kapitel). Zugleich werden wir hier doch wohl auch nachdrücklich genug in den Bereich des Glaubens zurückverwiesen.

Wir erinnern uns, daß der Zweifel zum Glauben gehört, wie der Irrtum zum Wissen: als Feind und als Lebensbedingung zugleich. Der Triumph liegt nicht im Vermeiden des Zweifels, sondern in seiner Überwindung. Der große und wirkende Glaube hat viel

Zweifel besiegt. Es gibt einen bekannten Vers Theodor Storms, der um diese Erkenntnis sich müht, aber gewissermaßen die erste Haltestelle für das Ziel des Weges nimmt:

«Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle».

Zweifel ist immer ein Anfang, und sehr oft ein verheißender, aber nie eine Vollendung. Er birgt werdendes, in Bewegung Befindliches, Formbares. Die «Pforten der Hölle» sprengt man mit ihm wohl nicht. Es braucht dazu härteres Material, sei es die stählerne Rüstung des Glaubens, sei es allenfalls der Explosivstoff der Besessenheit. Beide sind Antipoden und zugleich letzte Erfüllungsmöglichkeiten des Zweifels.

Auch in der Geschichte der Milizidee hat der Zweifel seinen Platz und sein Recht. Das Interessante ist aber nicht so sehr sein im Grunde selbstverständliches Vorhandensein, als die Art seiner Überwindung. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist der Zweifel an der Miliz beinahe bis zur Resignation gestiegen. Man spürte wohl, daß es keine Flucht unter ein anderes Gesetz gab; aber man war dort angekommen, wo man die Miliz als ein unabwendbares und lastendes Schicksal in eine bedrohte Zukunft treu und glaubenslos weiterzuschleppen sich anschickte, redlich entschlossen, dafür zu sorgen, «daß wenigstens in materieller Hinsicht wir uns auf einer hohen Stufe zu erhalten suchen, da wir in allen andern Beziehungen stets hinter stehenden Heeren zurückbleiben werden» (General Herzogs Bericht über die Truppenaufstellung vom Juli und August 1870).

Da stand man nun in der Tat an einem Scheidewege, und welche Richtung man auch einschlagen mochte, es schien ein unfrohes Weitergehen zu werden. Daß es anders kam, wissen wir aus der ganzen Geschichte unserer neueren Wehranstrengung. Aber wir übersehen vielleicht, wie sehr damals alles in einen einzigen wahren Wendepunkt zusammenlief; wie alles darauf ankam, welches nun das Leitwort für die künftige Bemühung sein werde. Dies Wort, das bald von vielen Tüchtigen aufgenommen und in seiner Gültigkeit durch das Werk erwiesen wurde, können wir das «Glaubensbekenntnis zur Miliz» nennen. Es ist, über jede noch so bedeutende Einzelleistung hinaus, der eigentliche Beitrag Ulrich Willes zum Entschluß eidgenössischen Beharrens.

In einem Briefe Senecas (dem 88.) heißt es: «Fides sanctissimum humani pectoris bonum est, nulla necessitate ad fallendum cogitur,

nullo corrumpitur praemio». Wir möchten diese gleichen zwei helfenden Eigenschaften dem Glauben an die Miliz beimessen: daß er vor Irrtum und Selbstbetrug geschützt ist und schützt; daß er vor Lockung durch leichten Gewinn bewahrt. Er rückt das wahre Verhältnis der Dinge in den Mittelpunkt der Betrachtung: das Persönliche ist in jedem Falle wichtiger als das Materielle. Er regelt die Frage nach dem Maß des Einsatzes: nur das Ganze ist genug. So ist denn allerdings seine erste Frucht in den praktischen Dingen die Zuversicht. Was glaubenswert ist, ist auch zukunftsgeviß.

Aus jener Krise der Siebzigerjahre ging der Glaube an die Miliz gestärkt hervor. Welches nun eigentlich die Hilfen waren, die zu solcher Stärkung führten? Ich meine, allem andern zuvor die unerschrockene Darlegung dessen, was not tat. Denn es ging ja nicht darum, ein nie Vorhandenes erst zu erschaffen. Eine lange und erinnerungsreiche Tradition war da und gab Zeugnis. Die Frage stand allein darnach, ob man zum Bekenntnis noch die innere Spannkraft besäße. Eine Aufforderung mußte ergehen, nicht ein Plan gefunden werden. Und die Gefolgschaft stellte sich ein, sowie die Überzeugung voranging.

Jene Lage und der gefaßte Entschluß bleiben beispielhaft. Sie kehren wieder unter verschiedenen Bedingungen und Betonungen. Immer tritt als erstes die Verlockung zum Suchen des neuen Weges an uns; das ist an sich interessanter und entlastet von Verantwortung. Es ist auch beliebter; es sieht nach Weite des Denkens und Erfassens aus, nach Vorurteilslosigkeit und Freiheit vom Hergebrachten. Immer, möchten wir hoffen, wird sogleich auch die andere Forderung Gehör verlangen: daß der erste Blick nicht nach außen, sondern nach innen zu richten sei, nicht nach der Weite, sondern nach der Tiefe. Daß die Rettung nicht von der Rüstung und der Methode abhänge, sondern von der Intensität des Dabeiseins. Daß nur die größere Kraft den Anspruch auf Sieg habe, und daß unter den erfaßbaren Kräften keine an die des Glaubens heranreiche. Daß keine Wehranstrengung dringender sei als die um Stärkung des Glaubens.

Da muß sich immer wieder entscheiden, ob man zum Toten oder zum Lebendigen halten will, zum Material und zum Grundsatz oder zum Geist und zum Glauben. Mit einem versöhnenden «das Eine tun und das Andere nicht lassen», das als Ausführungsbestimmung immer viel für sich hat, ist hier gar nichts auszurichten. Denn es gibt nun eben Augenblicke, in denen das Bekenntnis alles und das Programm nichts ist; wo die sonst so ernstliche Unterscheidung zwischen Richtig und Unrichtig wegfällt und ein viel tieferer Begriff der Wahrheit allerfassend wird: «*Qui veram habet ideam, simul scit se veram habere ideam, nec de rei veritate potest dubitare*» (Spinoza, Ethik, II, 43).

Es möchte wohl zu beachten sein, daß der Glaube an die Idee die zuverlässigste Voraussetzung für das aufbauende Urteil gegenüber der Ausführung ist: «Und dieser innere, überzeugungsvolle Glaube an die Lebensfähigkeit unseres Wehrwesens berechtigt mich und fordert mich auf, über die bestehenden Mängel offen zu sprechen» (Wille, Die Ausbildung der Armee). Dinge, hinter denen viel Glauben steht, ertragen viel Kritik und gewinnen durch sie. Es ist auch nicht so, daß die kritische Stellungnahme die Echtheit des Bekenntnisses irgend schwächte. Die Sache, zu der man mit Hingebung steht, möchte man auch leidenschaftlich gern vollkommen wissen. Ich halte die Lebhaftigkeit der Diskussion um die Miliz bis in ihre Grundlagen hinein für ein Symptom des Glaubens.

Dem steht, meine ich, nicht entgegen, daß wir große Abstufungen in der Einsicht haben; es gehört im Gegenteil recht eigentlich dazu. Es ist ein erster Charakterzug des Glaubens, es ist auch eine seiner innewohnenden Gefahren, daß er, an keine Erkenntnis gebunden, mit ihr zuinnerst gar nichts zu tun hat. In der Theorie mag es darum sehr richtig sein, was Schopenhauer sagt: «Jedenfalls sind beide (nämlich Glauben und Wissen) von Grund aus verschiedene Dinge, die, zu ihrem beiderseitigen Wohl, streng geschieden bleiben müssen, so daß jedes seinen Weg gehe, ohne vom andern auch nur Notiz zu nehmen» (Parerga II, Kap. 15, 175).

In der Wirklichkeit aber darf man nicht vergessen, daß Glaube und Erkennen beide ein und denselben Wohnsitz, ein und dieselbe Ausdrucksmöglichkeit haben, nämlich die Persönlichkeit; daß sie sich also notwendig begegnen müssen, und daß sie notgedrungen beide ihre Beiträge geben zu der Äußerung, die sich in Werk und Haltung zeigt. Da bleibt es denn schon so, daß der Glaube sich ganz besonders wirkend erweist, wenn er mit hoher Einsicht zusammen geht. Wir stehen eben in dieser Frage recht bald auf dem Boden der Ausführung, und da wird denn freilich die Bedeutung des Verstehens und des Wissens augenblicks offenbar.

Wir sehen den Glauben an die Miliz gerne begleitet vom Wissen um ihre wahren Kräfte und von der zielrichtigen Einschätzung derselben. Es ist uns klar, daß der Weg in die Zukunft ein bewußter und gewollter sein muß. Es ist uns jede aus Kenntnis hervorgegangene Betrachtung und Behandlung der materiellen Dinge willkommen. Aber weil das Gegenständliche seinen Platz ohnehin verlangt und erzwingt, ist es um so mehr an uns, von den inneren Werten zu sagen. Es kann eine Stunde kommen, wo alles andere in Frage gestellt ist. Wenn der Glaube bewahrt bleibt, ist nichts verloren.